



1. KAPITEL

DIENSTAG

Als ich ihn das erste Mal sah, sah ich etwas Rundes, wie einen mit Sackleinen bedeckten Wäschekorb. Aber er war ungestüm und furchterregend, ähnlich abstoßend wie Schlangen auf Menschen wirken, die sich mit diesen Tieren nicht auskennen, oder erschreckend wie eine Kröte, die auf der Türschwelle sitzt und sich plötzlich bewegt, wenn man im Begriff ist, nachts mit einer Laterne in der Hand den Fuß auf das taubenetzte Gras zu setzen. Das Sackleinen war mit einer groben Schnur zusammengenäht, er stieß von darunter immer wieder dagegen: rums, rums, rums, unaufhörlich und mit mehr als nur einem Hauch von Wahnsinn. Der Korb pulsierte wie ein riesiges, fiebergeschütteltes Herz. Er gab unheimliche Protestschreie von sich, hysterisch, verängstigt, zugleich wütend und herrisch. Er hätte alles und jeden bei lebendigem Leibe verschlungen.

Man stelle sich vor, wie sein bisheriges Leben ausgesehen haben mag. Als er noch ein kleines Kind war, noch unfähig zu fliegen und hier und da von Flaum bedeckt; noch immer eines jener gesprenkelten, unruhigen und den Schnabel aufsperrenden Häufchen, das sich uns entgegenreckt, wenn wir im Mai in die Vogelnester blicken. Obendrein war er noch ein Einwohner des so weit entfernten Deutschlands gewesen: Ein nicht zu übersehender Mann war mit einem Korb wie diesem hier an das Nest seiner Mutter getreten und hatte ihn in den Korb hineingestopft. Nie zuvor hatte er ein menschliches Wesen gesehen, nie zuvor war er in einer solchen Kiste eingesperrt gewesen, die nach Dunkelheit, Künstlichkeit und Mensch stank. Es muss sich für ihn wie der Tod angefühlt haben – das große Unbekannte, von dem wir vorher nichts wissen –, als er sich mit ungeschickten Klauen auf einem unnatürlichen Untergrund festzuhalten versuchte und sein gerade erst flügge gewordenes Bewusstsein in dieser länglichen, überaus fremden

Umgebung eingepfercht wurde. Die kehligen Stimmen, die ganz und gar nicht vogelgerechte Höhle, in die man ihn brachte, die schuppigen Hände, die ihn gefesselt hatten, der zweite Korb, der widerliche Geruch und der Krach des Autos, das unerträglich, dumpfe Dröhnen des Flugzeugs, das die Klauen den ganzen Weg nach England immer wieder auf dem unzuverlässigen geflochtenen Boden abrutschen ließ. Hitze, Angst, Lärm, Hunger, das Gegenteil von Natur – all das musste der verängstigte, aber dennoch edel und wild entschlossen trotzige Nestlingshabicht erst verdauen, als er in dem verhassten Behältnis an meinem kleinen Cottage ankam. Vater und Mutter der wilden, heranreifenden Kreatur hatten sie im Horst mit blutigem Fleisch gefüttert, in dem noch Leben zuckte; er war ein Fremder aus weit entfernten Schwarzkiefernwäldern, und ein Bündel herabhängender Zweige mit weißem Vogeldreck – unten am Baum ein paar verstreute Knochen und Federn – war sein Ahnensitz, sein ererbtes Zuhause gewesen. Er war geboren, um zu fliegen, sich seitlich in den Wind zu neigen, frei durch das Grün des teutonischen Hochlands zu streifen, mit seinem unerbittlichen Griff zu morden und mit diesem gekrümmten persischen Schnabel zu fressen. Derselbe Schnabel hüpfte nun irgendwie fordernd-frühreif in dem Wäschekorb auf und nieder, mit der Ungeduld eines verwöhnten, aber vornehmen und rechtmäßigen Erben des Heiligen Römischen Reichs.

Behutsam hob ich den Korb auf und trug ihn zur Scheune. Das Arbeitercottage, in dem ich wohnte, war zur Zeit Königin Viktorias gebaut worden, mitsamt Scheune, Schweinestall und Backstube; einst hatte ein Wildhüter hier gelebt. Dort im Wald hatte vor langer Zeit, als die Engländer ihren Sport noch lebten, anstatt wie heute mit langweiligen, abstrakten Tennis-, Kricket- oder Golfschlägern gegeneinander anzutreten, der Wildhüter aus dem Cottage seine Fasane gezüchtet. Damals hatte es noch keinen Maschendraht gegeben, und so waren die Fenster der niedrigen Scheune wie ein Diamantgitter kreuz und quer mit Holzlatten vernagelt. Ich stellte Gos in seinem Korb in der Scheune ab und war gerade dabei, einen Kaninchenkopf zu spalten, um das Gehirn herauszuholen, als zwei Freunde vorbeikamen, deren trauriges Kollegenschicksal ich in letzter Zeit verfolgt hatte; ich sollte sie ein letztes Mal ins Wirtshaus begleiten. Der Vogel verließ seinen Korb bereits flugfähig und schwang sich zu den Dachsparren hinauf, während

sein Meister mit zwei Paar Lederhandschuhen an jeder Hand bewaffnet am Boden kauerte – denn er hatte so schnell nicht reagieren können. Eigentlich hatte ich ihm sofort das Geschüh anlegen wollen, doch er war aufgefliegen, bevor ich mich gesammelt hatte. Und erst als sich das große Bündel junger Federn auf den Dachsparren niedergelassen hatte, konnte ich sehen, dass der Vogel schon ein Geschüh trug. Als Geschüh bezeichnet man die Lederriemen, die um die Füße geschlungen sind. Er trug also ein Geschüh, aber keine Bells, keine Glöckchen, und hockte nun da oben auf dem alten Speicher des Wildhüters, elend und außergewöhnlich zugleich. Ich ließ den Habicht dort sitzen, damit er sich beruhigen konnte; zu dritt machten wir uns auf den Weg zum Wirtshaus zu einem letzten Abendmahl, dessen Ende keiner ungeduldiger erwartete als ich selbst.

Sie brachten mich gegen elf Uhr zurück, um Mitternacht hatte ich noch etwas zu trinken ausgeschenkt und ihnen viel Glück gewünscht. Es waren anständige Leute, soweit ihr Schlag das zuließ, denn sie gehörten zu den wenigen von ihnen, die Herzenswärme besaßen. Nichtsdestotrotz war ich froh, als sie gingen, froh, mit ihnen die Überreste meines alten Lebens abzuschütteln und mich dem mit Spinnweben verzierten Nebengebäude zuzuwenden, in dem Gos und meine neue Bestimmung in widerborstiger Selbstherrlichkeit Seite an Seite saßen.

Der Habicht saß auf dem höchsten Dachsparren außerhalb meiner Reichweite und sah mit zur Seite geneigtem Kopf und einer vagen Andeutung von Lars Porsenna auf mich herab. Kein Mensch hätte je zu ihm hinaufgelangen können.

Glücklicherweise fühlte sich die Kreatur durch mein Tun gestört; es schreckte den Vogel von seinem hohen Ansitz auf, zu dem ihn die Natur berechnete, an den er durch Übung aber noch nicht gewöhnt war – denn seine einzigen bisherigen Erfahrungen waren mechanische Geräusche und künstliche Erschütterungen gewesen, die seine Stoßfedern in die Parodie eines Woolworth-Wischmopps verwandelt hatten.

Und so flog er, benommen von all dem, was da plötzlich auf ihn einströmte, von der Warte, auf der er unangreifbar gewesen wäre, auf. Seine ungeschickte Flucht erregte mein Mitleid. Ein Habicht, viel zu groß für eine

in Großbritannien heimische Unterart und nur knapp acht Zentimeter kleiner als ein Steinadler, ist nicht zur Flucht, sondern zur Verfolgung bestimmt. Doch in dieser ungewohnten Umgebung einengender Backsteinwände flüchtete er unbeholfen immer rundherum durch den düsteren Raum, bis er sich nach ein paar Kreisen im Geschüh verfang und ich, überrascht und erschrocken, plötzlich mit diesem Ungeheuer auf der Faust dastand.

NACHT

Die gelblichen Brustfedern – Neapelgelb – waren längs von langen, pfeilspitzenförmigen Tupfen gebrannter Umbra durchzogen, krampfhaft umklammerten seine krummsäbelartigen Klauen den Lederhandschuh, auf dem er stand. Einen Augenblick lang starrte er mich mit irren Ringelblumen- oder Löwenzahnaugen an, das gesamte Gefieder eng an den Körper angelegt, der Kopf wie der einer Schlange geduckt, aus Angst oder Hass. Dann sprang er wild mit den Flügeln schlagend von der Faust ab.

Im Englischen nennt man diese Bewegung *to bate* – noch heute benutzt man den Ausdruck auch für Menschen, im Sinne von »einen Wutanfall bekommen«. Das Wort ist in Gebrauch, seit man in England erstmals Falken flog, seit man England also überhaupt ein Land nennen kann. Es bedeutet, dass der auf der Faust stehende Greifvogel in Rage und Furcht nach unten taucht und in wildem Freiheitsdrang von der Faust flüchtet. Dann hängt er kopfüber und in einem Wirbel schlagender Flügel am Geschüh, wie ein Huhn, das geköpft werden soll, dreht sich um die eigene Achse und läuft in dem ganzen Tumult Gefahr, sich die Handschwingen zu verletzen.

Es ist nun die Pflicht des Falkners, den Vogel mit der anderen Hand behutsam und geduldig wieder auf die Faust zu heben – auch wenn er danach wieder abspringt, ein Mal, zwei Mal, zwanzig, fünfzig Mal, die ganze Nacht lang, in der mitternächtlichen Scheune mit den tiefen Schatten, im Licht der alten, gebrauchten Petroleumlampe.

Das alles war vor zwei Jahren.⁴ Ich hatte mich noch nie ernsthaft mit dem Abtragen eines Greifvogels beschäftigt, auch einem Falkner war ich noch nicht begegnet, und einen abgetragenen Greifvogel hatte ich ebenfalls noch

nie gesehen. Aber ich besaß drei Bücher; eines davon war von Gilbert Blaine, das zweite ein Halbband aus der Reihe der »Badminton Library« und das dritte *Bert's Treatise of Hawks and Hawking* aus dem Jahr 1619. Diese Bücher vermittelten mir eine zumindest theoretische – und zugegebenermaßen sehr altmodische – Ahnung davon, wie man einen Greifvogel zähmt.

Bei der Erziehung eines Greifvogels ist es vollkommen zwecklos, das Tier in die Unterwerfung prügeln zu wollen. Masochismus ist bei Raubvögeln nicht besonders weit verbreitet, und je mehr man sie bedroht oder quält, desto mehr drohen sie zurück. Dennoch ist es notwendig, die wilden und unbeugsamen Geschöpfe auf die eine oder andere Weise zu »brechen«, um sie dann zu zähmen und zu unterrichten. Jede Form von Grausamkeit – die der Vogel sofort verübelt – ist sogar schlimmer als zwecklos, denn nie wird er sich ihr beugen oder dadurch gebrochen. Er besitzt einen letzten, unantastbaren Zufluchtsort: den des Todes. Ein misshandelter Raubvogel stirbt lieber, als sich zu unterwerfen.

Deshalb hatten die alten Falknermeister eine Methode des Abtragens erfunden, die keine offen sichtbare Grausamkeit beinhaltete und deren verborgene Grausamkeit nicht nur vom Vogel, sondern auch vom Falkner ertragen werden musste. Sie hielten den Vogel wach. Nicht indem sie ihn anstießen oder durch ein anderes mechanisches Mittel; nein – sie liefen mit dem Schüler auf der Faust herum und mussten so selbst wach bleiben. Sie »bewachten« ihn, beraubten ihn, selbst schlaflos, des Schlafs, Tag und Nacht, zwei, drei, manchmal sogar neun Nächte hintereinander. Allerdings brauchten nur die dummen Lehrer neun Nächte: Dem Genie reichten zwei, der Durchschnittsfalkner brauchte drei. Und die ganze Zeit über behandelte er seinen Gefangenen mit ausgesuchter Höflichkeit, mit unendlicher Freundlichkeit und Rücksichtnahme. Der Gefangene wusste nicht, dass man ihn absichtlich wachhielt, nur dass er wach war; und schließlich war er so müde, dass es ihm egal war, was geschah. Er ließ den Kopf auf die Brust und die Schwingen sinken und schlief auf der Faust ein. Er sagte sich: »Ich bin so müde, dass ich sogar diese seltsame Sitzstange akzeptiere und dieser seltsamen Kreatur mein Vertrauen schenke – solange ich nur ruhen darf.«

Und dasselbe hatte ich mir nun vorgenommen. Ich würde wach bleiben, erforderlichenfalls drei Tage und drei Nächte lang. Währenddessen, so hoff-

te ich, würde der Tyrann lernen, mit dem Abspringen aufzuhören und meine Hand als Sitzstange zu akzeptieren, würde einwilligen, dort zu kröpfen, und sich ein wenig an das seltsame Leben menschlicher Wesen gewöhnen.

Das würde interessant werden und mir Freude bereiten – die Freude des Entdeckers. Es würde viel geben, worüber ich nachdenken konnte, und noch mehr zu beobachten. Ich würde im Schein der Lampe unablässig hin und her gehen und den Leidenden nach dem hundertsten Abspringen mit der Hand an der Brust sanft immer wieder auf die Faust zurückheben. Ich würde ohne besondere Melodie ständig vor mich hin summen, würde mit dem Habicht sprechen, seine Klauen mit einer Feder streicheln, wenn er einverstanden war, auf der Faust zu bleiben. Ich würde Shakespeare rezitieren, um selbst wach zu bleiben, und stolz und glücklich an die Tradition der Falknerei denken.

Die Falknerei ist der vielleicht älteste Zeitvertreib der Welt. Auf einem Basrelief in Chorsabad ist ein Babylonier mit einem Greifvogel auf der Faust dargestellt – es ist um die dreitausend Jahre alt. Viele Menschen können nicht verstehen, was den Reiz dieses Zeitvertreibs ausmacht, ich schon. Und ich war froh, die Tradition nun selbst als einer in einer langen Reihe fortführen zu dürfen. Das Unbewusste dieses Menschenschlags bildete das Medium, in dem mein eigenes Unbewusstes mikroskopisch klein schwamm. Und nicht nur das Unbewusste der heute noch lebenden Falkner, sondern auch das ihrer Vorfahren. Der Assyrer hatte Kinder gezeugt. Und nun ergriff ich über all die Jahrhunderte hinweg die sehnige Hand dieses Ahnen, an der die Knöchel so wunderschön hervortraten wie die herrlich herausgearbeitete Wade an seinem Basreliefbein.

Greifvögel sind der Adel der Lüfte, an ihrer Spitze thront der Adler. Sie sind die einzigen Geschöpfe, für die sich der Mensch die Mühe machte, Gesetze zu erlassen. Auch heute noch verabschieden wir Gesetze, die bestimmte Vögel schützen oder deren Fang unter Strafe stellen; was die Vögel selbst allerdings betrifft, so bemühen wir uns heute nicht mehr um die Einhaltung bestimmter Regeln. Nirgends etwa steht geschrieben, dass ein Fasan oder ein Rebhuhn nur einem Beamten gehören darf. Früher aber, als man davon ausging, der sachkundige Umgang mit einem Greifvogel sei das Kriterium, an dem man einen Gentleman erkennt – und in jenen Tagen handelte es

sich bei »Gentleman« um einen definierten Terminus, sodass das Urteil »Kein Gentleman« des Heroldsamts einem »Kein Flieger« des Royal Aero Club oder einem »Kein Autofahrer« der Kraftfahrzeugbehörde gleichkam –, waren im *Boke of St. Albans* präzise die Klassen von Menschen aufgeführt, zu denen ein jeweiliges Mitglied der Falken- oder Habichtartigen rechtmäßig gehörte. Der Adler war für den Kaiser bestimmt, der Wanderfalke für einen Grafen; und so ging es in fester Rangfolge weiter bis nach unten zum Turmfalken, der – die krönende Beleidigung – lediglich für einen Knappen taugte, da man sein Abrichten als sinnlos erachtete. Der Habicht immerhin war als ordnungsgemäßer Diener des Freisassen verzeichnet, und damit war ich nicht unzufrieden.

Es gibt zwei Arten von Greifvögeln, langflügelige und kurzflügelige. Bei den langflügeligen Greifvögeln ist die erste Feder einer Handschwinge die längste; sie nennt man Falken, und um sie kümmern sich die Falkner. Bei den kurzflügeligen Greifvögeln ist die vierte Feder einer Handschwinge die längste; sie sind die echten Greifvögel, die Habichtartigen, und um sie kümmert sich der »Autoursier«, der Habichtler. Falken fliegen weit oben und stoßen auf ihre Beute herab, Habichtartige fliegen tief und töten mit List. Gos war gewissermaßen der Stammesführer unter den Letzteren.

Ich hatte an seiner Persönlichkeit weit mehr Freude als an seiner Abstammung. Er hatte einen bestimmten Blick. Katzen können grausam auf ein Mausloch starren, Hunde blicken manchmal voller Liebe zu ihrem Herrchen auf, und eine Maus muss Robert Burns einmal sehr ängstlich angeschaut haben. Gos beobachtete alles in seiner Umgebung höchst aufmerksam. Es war ein wachsamer, konzentrierter, durchdringender Blick. Und meine derzeitige Aufgabe war es, diesen Blick keinesfalls zu erwidern. Greifvögel sind in dieser Hinsicht sehr empfindlich und mögen es nicht, betrachtet zu werden. Es ist ihr Vorrecht, andere zu betrachten. Das Fingerspitzengefühl, das der Habichtler hier beweisen muss, bereitete mir Vergnügen. Ich musste entweder ganz stillstehen oder behutsam im sanften Licht der Scheune hin und her gehen und dabei starr nach vorn sehen. Ich musste Verbindlichkeit, Nachgiebigkeit und Geduld ausstrahlen, gleichzeitig aber entschlossen wirken. Hin und wieder blieb ich stehen, sah an meinem Habicht vorbei in die Schatten, machte winzige, vorsichtige Bewegungen, eine

Zerreißprobe. Ich hatte einen gespaltenen Kaninchenkopf im Handschuh, das Gehirn lag offen. Damit strich ich dem Habicht über Klauen, Brust und inneren Rand der Schwingen. War er darüber auf eine bestimmte Art verärgert, musste ich sofort damit aufhören, noch bevor er verärgert war; war er auf eine andere Art verärgert und hackte nach dem, was ihn ärgerte, musste ich fortfahren. Ganz langsam, unablässig, liebevoll, beharrlich musste ich die beiden Arten des Verärgertseins voneinander unterscheiden: die Klauen streicheln und reizen, rezitieren, den Vogel auf das Mildeste zurechtweisen, kokettierend pfeifen.

Nach ein bis zwei Stunden überdachte ich dieses Vorgehen. Er war schon viel ruhiger geworden und saß nun ohne allzu viel abzuspringen auf dem Handschuh. Außerdem hatte er eine lange und schreckliche Reise hinter sich, sodass es vielleicht besser war, ihn in dieser ersten Nacht nicht zu »bewachen«, also wachzuhalten. Vielleicht sollte ich ihn sich ein wenig erholen und frei in der Scheune fliegen lassen und nur hin und wieder nach ihm sehen.

Als ich fünf Minuten nach drei Uhr morgens zu ihm ging, trat er freiwillig auf die Faust. Bis dahin hatte er sich an unzugänglichen Orten aufgehalten, auf dem höchsten Dachsparren etwa oder von Sitzplatz zu Sitzplatz umherfliegend. Doch jetzt, da ich mich ihm ganz langsam mit ausgestreckter Hand und unhörbaren Schritten näherte, wurde ich mit diesem Triumph belohnt. Mit vertrauensvoller, wengleich auch verächtlicher Gebärde trat Gos auf den sich vortastenden Handschuh. Und dann begann er nicht nur nach dem Kaninchen zu hacken, sondern auch vorsichtig zu kröpfen.

Das nächste Mal trafen wir uns um zehn nach vier, der Morgen graute bereits. Ein kaum wahrnehmbares Hellerwerden des Himmels, das ich allerdings sofort bemerkte, als ich vom Küchenfeuer zurücktrat, eine Kühle in der Luft und eine Feuchte am Boden verrieten, dass derselbe Gott, der unparteiisch Recht spricht, das Wunder soeben erneut angeordnet hatte. Ich trat vom Feuer im Cottage an die Luft des angehenden Tages, war sogar früher auf als die Vögel, und ging zu meinem herrschaftlichen Gefangenen in seiner Balkendeckenscheune. Das nun hellere Licht fiel auf seine Hand-

schwingen, ein stahlgrauer Schimmer, und um zehn vor fünf gab sich der Schein in der kleinen Zwei-Schilling-Lampe besiegt. Draußen, im Grau des matten Dämmerlichts, begannen die allerersten Vögel wenn nicht zu singen, so doch sich auf den Ästen und Zweigen zu bewegen. Ein schlafloser Angler ging im Halbnebel vorbei, um die Karpfen im Teich zu ködern. Er blieb am Fenstergitter stehen, sah zu uns herein, musste aber weiter. Gos fühlte sich von ihm nicht sonderlich gestört.

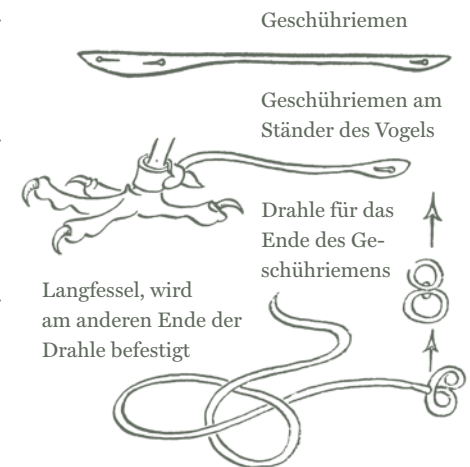
Er kröpfte nun, etwas gereizt, auf der Faust. Rom wurde nicht an einem Tag erbaut. Rom ist die Stadt, in der Tarquinius sich Lucretia gefügig machte; und in Gos steckt ebenso viel Römer wie Teutone. Wie Tarquinius macht auch er sich das Fleisch untertan. Da beschloss der Mann, der ihn besaß, dass der Habicht für heute genug gelernt hatte. Er war einem fremden Fischer am dämmrigen Fenster begegnet; er hatte gelernt, an einem Kaninchenlauf zu fressen, wenn auch geziert – mit zunehmendem Hunger würde er schon demütiger werden.

Ich stapfte durch das tiefe, taunasse Gras zurück zum Haus, um mir eine Tasse Tee zu machen, und ging dann entzückt zu Bett, um von sechs bis halb zehn zu schlafen.

MITTWOCH

Um zehn Uhr hatte der Habicht vier Stunden lang keine Menschenseele zu Gesicht bekommen – und war längst nicht mehr so milde gestimmt. Er hatte in der Zwischenzeit wahrscheinlich auch geschlafen – es sei denn, Tageslicht und Ungewissheit hätten ihn wachgehalten – und war nun zwar hungrig, der Zumutung der Anwesenheit eines menschlichen Wesens aber zumindest teilweise entwöhnt.

Er trat nicht mehr freiwillig auf die Faust, wie er es seit drei Uhr nachts getan hatte, sondern flüchtete sich wieder von



BEIZVOGELGESCHIRR

Deckenbalken zu Deckenbalken, als sei er gerade erst aus seinem Korb geschlüpft – ein Rückschlag bezüglich unserer Fortschritte, der in einem kleinen Zwischenfall gipfelte.

Einen abgerichteten Greifvogel hält man an Geschühriemen fest, einer an jedem Bein – Ständer – des Vogels, die an ihrem anderen Ende an einer Drahle, einem Doppelring mit drehbarem Gelenk, befestigt werden. Durch den zweiten Ring der Drahle wird die Langfessel gezogen.

Da einer von Gos' Geschühriemen am Drahlenschlitz abgenutzt war, hatte ich die Langfessel – in meinem Fall ein Schnürsenkel aus Leder – nicht ordnungsgemäß durch die Drahle ziehen können. Ich hatte die Drahle also gar nicht anbringen können, sie fehlte noch. Deshalb hatte ich die beiden Geschühriemen zusammengebunden und mit einem Stück Schnur, das mir als Langfessel diente, verknotet. Warum ich die Langfessel dann nicht an einem Sprenkel – einer Sitzstange – befestigt hatte, was seine Flucht verhindert hätte, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich hatte ich noch keinen Sprenkel, und außerdem musste ich mir ja auch alles erst durch schlichtes Üben selbst beibringen. Es war noch nie leicht gewesen, das Leben aus Büchern zu erlernen.

Das Ergebnis jedenfalls war, dass sich der Vogel, der seinem Peiniger auf lautlosen Schwingen zu entkommen versuchte, mit seiner Langfessel an einem Nagel verding und nun kopfüber dort hing, in Rage und Furcht. In dieser Stimmung also sollten wir unseren ersten gemeinsamen Tag beginnen; seltsamerweise aber fing er sofort nachdem ich ihn gesichert hatte, gierig zu kröpfen an. Breitbeinig und gelassen stand er auf der Faust, bis er ein ganzes Kaninchenbein verschlungen hatte. Wie ich später noch herausfinden sollte, war er nach einem anständigen Tumult stets umgänglicher.

Um halb eins kam ein Junge, für den ich einmal zwei Sperber gefangen hatte. In der ruhigen Zwischenzeit hatte ich Gelegenheit gehabt, mir das Gefieder meines Habichts genauestens anzusehen – die Ergebnisse waren alles andere als zufriedenstellend. Die Spitzen aller Federn der Handschwingen waren um rund drei Millimeter abgeknickt, der ganze Stoß war durch die Kämpfe des Vogels im Korb seitwärts verdreht. Man konnte in dem furchtbaren Durcheinander noch nicht einmal mehr Einzelheiten erkennen. Die

einzigste Möglichkeit, die Stoßfedern wieder gerade zu biegen, bestand darin, sie eine halbe Minute lang in fast kochendes Wasser zu tauchen. Die Frage war nur, ob ich das jetzt oder später tun sollte. Tat ich es jetzt und würde es sich zu der unbeholfenen und mehr als unangenehmen Szene auswachsen, die zu erwarten war, würde dies sicherlich die ersten freundschaftlichen Eindrücke trüben, die als so wichtig für jeden Lebensweg gelten. Tat ich es später – was zweifellos nicht weniger unangenehm werden würde –, würde es ganze Wochen des Abtragens zunichtemachen. Ich unternahm den kühnen Schritt und stellte einen Topf mit Wasser auf den Herd. Und da es nun ohnehin schon keine große Rolle mehr spielte, würde ich auch gleich den Jungen mit dem Greifvogel bekannt machen. Er würde in dem anstehenden Unterfangen von Nutzen sein.

Die erste Phase beim Abtragen eines Greifvogels nennt man ›locke machen‹; dabei gewöhnt man ihn an den Menschen und all seine Umtriebe, damit er keine Angst mehr vor ihm hat. Bei einem Falken beginnt man diesen Prozess im Dunkeln; später geht man zu abgeschirmtem Licht und noch später zu vollem Tageslicht über. Schließlich bringt man ihn mit einem Fremden zusammen, der instruiert ist, ganz still zu sitzen und den Vogel nicht anzusehen. Bei einem Habicht dauert es etwa zwei Monate, bis er Autos und dergleichen toleriert. Aus diesem Grund war auch der Besuch des Fischers so interessant gewesen, und aus demselben Grund würde die Begegnung mit dem Jungen in vollem Tageslicht nun eine wichtige Prüfung sein.

Die Prüfung war erfolgreich. In weiser Voraussicht hatte ich bei der improvisierten Planung meiner Unterrichtsschritte die Leber des Kaninchens zurückbehalten, ein Titbit, ein kleiner Leckerbissen als Bestechung, ähnlich wie die Marmelade, die man mit Heilpulver vermischt Kindern gibt. Ich erzählte dem Jungen von meinen Plänen und ging dann zu Gos, um ihn mit der Hälfte der Leber zu atzen. Fünf Minuten später ließ ich den Jungen in die Scheune, wartete, bis der Habicht ihn gemustert hatte, führte den Vogel auf der linken Faust drei Mal nah an meine Brust – nah, näher, schließlich berührte er sie – und legte ihm beim vierten Mal dann die rechte Hand ganz sanft auf den Rücken, hielt ihn behutsam, aber bestimmt in einer einzigen, geschmeidigen Bewegung. Ich sprach zu ihm und hielt ihn fest, damit er sich später, weil er sich nicht gegen den Griff wehren konnte, an ihn auch

nicht als an einen Kampf erinnerte. Wir tauchten die Stoßfedern in den Topf, tauschten den abgenutzten Geschühriemen gegen einen neuen aus, ersetzten die Schnur durch eine richtige Langfessel aus Leder und drückten Gos zum Schluss sanft wieder auf die Faust zurück, ohne auch nur eine unglückliche Erinnerung. Und obwohl der Junge immer noch da war, machte sich Gos augenblicklich über den Rest der Kaninchenleber her; er schlang ihn hinunter, als ob er niemals irgendwo anders gekröpft hätte als auf der Faust. Breitbeinig hockte er beinahe rittlings auf dem Handschuh, umklammerte ihn mit seinen Klauen und mantelte über den blutigen Stückchen, zerrte an ihnen wie der Adler an Prometheus.

»Ist er nicht wunderschön?«, hauchte der Junge ehrfürchtig und voller Sehnsucht, selbst einen solchen Vogel zu besitzen.

DONNERSTAG

Jemand, der sich einen langflügeligen Greifvogel hielt, hieß früher Falkner; jemanden, der einen kurzflügeligen Greifvogel abzutragen verstand, nannte man Habichtler. Das französische Wort *autoursier*, die alte Bezeichnung für einen Habichtler, stammt vermutlich von *autruche*, Strauß, dem größten aller Vögel. Das Abrichten eines Habichts, des größten europäischen kurzflügeligen Greifvogels, nimmt rund zwei Monate in Anspruch. In dieser Zeit lernt ein unbeherrschbares Geschöpf, unter Fremdherrschaft das zu tun, was es in Freiheit in zwei oder drei Tagen instinktiv getan hätte. Zwei Monate sind eine lange Zeit.

Was ein Habicht an einem Tag lernt, ist für kaum jemanden erkennbar, nur für seinen Lehrer, so winzig und behutsam sind die Fortschritte; die wahre Schwierigkeit beim Schreiben eines Buchs über dieses Thema besteht darin herauszufinden, welche dieser Winzigkeiten man weglassen kann. Ich hatte beschlossen, ein Habicht-Tagebuch zu führen. In diesen chronologischen Einträgen hielt ich penibel jede einzelne Mahlzeit des Vogels fest, mit Zeitpunkt und Menge der Atzung; jeden einzelnen Schritt, ob nun vorwärts oder rückwärts, verzeichnete ich mit der Beharrlichkeit der wahren Liebe. Selbst den duldsamsten Leser würde man mit einem solch detailreichen Buch verschonen müssen, wenngleich zumindest das halbe Interesse – wenn über-

haupt welches vorhanden war – an einem Buch über die Falknerei offensichtlich genau jenen Details gelten würde. Andererseits bestand aber wiederum die Gefahr, belehrend und zu fachlich zu werden, ganz abgesehen von der verrückten Idee, irgendjemand würde ein Buch kaufen wollen, in dem es nur um Vögel geht – ohne jegliche filmische Passagen, ohne Nahaufnahme des Liebespaars im letzten Kapitel. Nichtsdestotrotz musste ich irgendein Buch schreiben, denn mein Vermögen belief sich auf schmale einhundert Pfund, und mein Wildhütercottage kostete mich fünf Schilling die Woche. Da schien es das Beste zu sein, ein Buch über etwas zu schreiben, das mich interessierte.

Meine intellektuellen Freunde aus der damaligen Zeit, der Zeit zwischen den Weltkriegen, sagten des Öfteren zu mir: »Warum um alles in der Welt verschwendest du deine Talente, indem du wilde Vögel mit toten Kaninchen fütterst?« Durfte man sich heute noch mit so etwas beschäftigen? Sie drangen darauf, dass ich doch ein intelligenter Kerl sei und mich deshalb ernsthafteren Dingen widmen sollte. »Zu den Waffen!«, riefen sie. »Nieder mit den Faschisten, lang lebe das Volk!« Wie sich später zeigte, sollte tatsächlich jeder zu den Waffen eilen – und das Volk erschießen.

Es hatte keinen Zweck, ihnen zu entgegnen, dass ich lieber Kaninchen als Menschen erschösse.

Doch wovon sollte das Buch denn nun handeln? Es würde von den Bemühungen eines zweitklassigen Philosophen handeln, der allein im Wald lebte, die meisten Menschen ohnehin satthatte und versuchte, eine Person zu erziehen, die kein Mensch, sondern ein Vogel war. Diese Bemühungen mochten von Wert sein, weil ich dabei dauernd mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die nur mit Köpfchen zu überwinden waren, weil die Falknerei eine zwar aussterbende, aber dennoch historische Kunst ist, weil man dazu Fähigkeiten braucht, die zwischen Bäumen, nicht zwischen Häusern gedeihen, und weil die ganze Angelegenheit so verdammt kompliziert war. Wenigstens hatte ich zwei Männer, die ich durch verschiedene Briefwechsel kannte und um Rat fragen konnte. Sie waren jedoch selbst sehr beschäftigt, und so dauerte es manchmal vierzehn Tage, bis sie einen Brief von mir beantworteten. Mithilfe dieser Antworten und dreier Bücher versuchte ich nun, mir ein Territorium zurückzuerobern, das die Zeitgenossen Chaucers frei durchstreift hatten.

Nieder also mit den Kaninchen, und lang lebe das Volk. Vorausgesetzt, meine Leser erklärten sich zu einem geduldigen Exkurs auf die Felder und in die Vergangenheit bereit. Und wenn nicht – nun ja, zumindest würde ich diejenigen, die mein Buch nicht lasen, auch nicht erschießen.

MONTAG, DIENSTAG, MITTWOCH

Am Anfang des Erziehungsprozesses stand der Schlaf. Zu dieser Zeit musste es viele Tausend Menschen gegeben haben, die drei Tage und drei Nächte hintereinander nicht hatten schlafen können – des Ersten Weltkriegs wegen. Der Habichtler aber war, seit er im Gefolge Wilhelms des Eroberers in die Schlacht gezogen war, daran gewöhnt, diese Heldentat drei Nächte hintereinander zu vollbringen: jedes Mal wenn er einen bereits flügge gewordenen Wildfang erwarb. Mensch gegen Vogel, mit Gott als Schiedsrichter, fand dieser Kampf schon seit dreitausend Jahren statt. War der Habichtler verheiratet oder hatte er Gehilfen, war es zweifelsohne leicht gewesen, in dieser großen Schlacht zu mogeln. Er würde sich hin und wieder eine Auszeit gönnt haben, während andere weiterkämpften. War er jedoch Junggeselle, arm und ohne Hilfe, hatte er den Willen des Königs der Vögel ganz allein bezwingen müssen, nur durch den Willen eines bescheidenen Dieners der Menschheit.

Zwischen diesem Montagmorgen und Donnerstagmorgen um vier Uhr früh schlief ich insgesamt nur etwa sechseinhalb Stunden. Ich war entzückt. Das »Bewachen« von Greifvögeln, der Sieg über sie, gewissermaßen Mann gegen Mann, die unbeschreiblich schönen Erfahrungen der Nacht, die einem so großen Prozentsatz der Bevölkerung versagt bleiben, das Gefühl des triumphierenden Durchhaltevermögens, das aus so vielen Höllen erwuchs, in denen das Verlangen nach Schlaf übermächtig zu werden drohte, die erschöpfte Freude, mit der ich die Kapitulationen des Feindes eine nach der anderen zur Kenntnis nahm – all dies darf ich um seiner selbst willen nicht vergessen.

Vielleicht sollte ich diese Erinnerungen in ihrem Durcheinander, in das sie die Gier nach Schlaf gebracht hatte, belassen und nur das Gewirr beinahe schlafwandlerischer Einträge im Tagebuch des Habichts ordnen, mit einer

Hand hineingekritzelt, auf der anderen den Vogel. Sie ähneln Schreien aus der Hölle, allerdings von den siegreichen und übergelücklichen Verdammten. »Macht Ihnen die Unannehmlichkeit, mit ihm drei Nächte lang aufzubleiben, nichts aus«, so meine Autorität auf dem Gebiet, Gilbert Blaine, »dann ist der Falke in drei Tagen zahm.« Welch glorreiche Meiose! Unbezwingbarer Märtyrer der hehren Wissenschaft!

Das alles fand an zwei Orten statt: in einer kleinen Küche mit einem Herdfeuer und einem Lehnstuhl und in der lampenbeschiedenen Scheune. Der Wind drang durch die Ritzen in der Holzverschalung auf der einen Seite und verschwand durch das Gitterwerk auf der anderen Seite in der Nacht, die der Schein der Lampe vollends schwärzte. Lediglich ein paar Stöcke, Flaschen, zerbrochene Ziegelsteine, Spinnweben und Reste eines verrosteten Ofens zierten das Rembrandt-Interieur. Dies war die Folterkammer, das mittelalterliche Verlies, in dem der Raubritter gequält werden sollte. Ich kam mir wie ein Henker vor, eine schwarze Maske hätte mein Gesicht verhüllen sollen, während ich im trüben Licht der Kerze in Abgeschiedenheit und unter den gellenden Schreien des Opfers arbeitete. Wie ein Hase, wie ein Kind in Todesangst, wie ein im Grauen der Bastille rasender Gefangener schrie auch Gos, als er von der Faust absprang, stieß einen Schrei nach dem anderen aus, während er sich um sich selbst drehend kopfüber am Handschuh hing. Plötzlich konnte man draußen eine Eule rufen hören – sie antwortete auf Gos' Schreie. »À moi! À moi! Aiuto! Hilfe!« Und: »Ich komme! Ich komme!«, antwortete die Eule, »Sei tapfer, wir eilen zu Hilfe, halt aus!« Es war unheimlich, geradezu gespenstisch, im ansonsten stummen und nächtlichen Kerker zwischen den wechselseitigen Schreien des Märtyrers und seines Landsmanns zu stehen.

Das Tagebuch birgt vergessene Bilder. Etwa von dem Mann, der auf seinen Füßen sanft hin und her schwankt wie ein Pendel. Er hält den Habicht auf einer Faust, in der anderen Hand hält er einen Kaninchenschenkel, und er rezitiert. Er hat die Augen geschlossen, ebenso wie der Habicht. Beide schlafen. Dann der Mann, der das Abspringen des Vogels zählt, das bei jedem Besuch weniger wird; die Spaziergänge auf einsamen Reitwegen bei Tag. Das Abwägen jedes Vorstoßes, die halben Stunden am Küchenfeuer, in denen Stift und Whisky mit dem Schlaf Schritt zu halten versuchen, die

vom Hacken des Schnabels wunden Finger. Der Mann holt Kohle; er stapft durch das taunasse nächtliche Gras, unter einem riesigen Mond, der in seinem letzten Viertel tief orangefarben leuchtet: Nebel, nasse Stiefel, Stille, Einsamkeit, Sterne, Triumph und Gehorsam.

In der letzten Nacht spitzten sich die Dinge dramatisch zu. Das menschliche Stehvermögen hatte im Kampf gegen das des Habichts versagt, und so machte ich mir weis, dass ich ihn auch in der Küche »bewachen« konnte. Dem gefliesten Boden konnte sein Schmelz nichts anhaben, außerdem lockten das Herdfeuer, eine Aladin-Lampe und ein Sessel. Meine geliebte Hündin Brownie saß auf einem Stuhl rechts vom Feuer, ich links davon, und der Habicht stand auf einer improvisierten Sitzstange dazwischen. Er schrie nicht mehr, sondern tschirpte wie ein Rotkehlchen und wusste nicht, in welche Richtung er blicken sollte. Als ich die kräftige Lampe aufdrehte, beobachtete er sie auf das Genaueste, denn sie war pure Zauberei. Der Strahl wanderte zur Decke hinauf, Gos folgte ihm nach oben, wo er einen Lichtkreis bildete. Ich drehte die Lampe immer wieder auf und zu, um ihn wachzuhalten, und immer folgte er dem Licht mit dem Kopf. Er hob den Stoß, spritzte eine gewaltige Ladung Schmelz über den Küchenboden und sah sich dann um, müde, aber stolz auf das, was er soeben geschaffen hatte. Eine Stunde nach der anderen verging; schließlich ließ er den Kopf sinken, die Augen blinzelten und schlossen sich. Ich stand auf, um ihn auf die Faust zu nehmen, damit er nicht schlief, war aber selbst so benommen vor Schlaflosigkeit, dass ich zu lange an den Knoten herumfingerte. Im falschen Moment breitete er die Schwingen aus, die Langfessel glitt mir aus der Hand – und ehe ich mich's versah, saß der erschöpfte Vogel auf einer Sèvres-Terrine, dem einzigen wertvollen Stück Porzellan im Raum. Der vor Schlafmangel taumelnde Mann riss sich zusammen und überlegte, was nun zu tun sei. Beide waren zu zerschlagen, um dem anderen Ärger zu machen. Doch just in dem Augenblick, in dem ich den Habicht wieder an seiner Sitzstange festband, brachte sich Brownie, die dritte Partei im Raum, ins Spiel. Die Hündin war seit zwei Jahren oft mein einziger und immer mein wichtigster und am meisten geliebter Gefährte gewesen; und nun hatte ich ihr schon seit mehreren Tagen und Nächten keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt. Ihrem besorgten Gesicht konnte man ansehen, dass es für sie unbe-

greiflich war, derart verlassen zu werden; es war immer mitleiderregender geworden, ohne Mitleid zu bekommen. Plötzlich war das alles zu viel für sie. Sie kam zu mir, demütig, untröstlich, und bettelte ängstlich und verzweifelt um Zuwendung. Ja, vor diesem neuen, abwesenden Herrchen mit dem irren Blick hatte sie tatsächlich Angst, und es bricht mir das Herz, wenn ich daran denke, wie sie sich mir in diesem Moment näherte. Bin ich also für immer verstoßen?, schien sie zu fragen. Und so musste sich der Mann erneut zusammenreißen, sich dieser neuen Anforderung zuwenden und das bedauernswerte Geschöpf aus einem Herzen heraus trösten, das keine Energie mehr übrig hatte. Ihr verwirrtes und trauriges Gesicht war schlimmer als meine Erschöpfung.

Als Gos schließlich nachgab, war die Unterwerfung offensichtlich: Er stand auf der Faust, ließ den Kopf sinken und mantelte. Die Schultern waren nicht mehr gestrafft, zu beiden Seiten seines Körpers hingen sie herab, demütig ruhten die vorderen Ränder am stützenden Arm. Unaufhaltsam schlossen sich die Lider über die Augen und kapitulierten, der Kopf nickte weg in dem Verlangen nach Schlaf, den sein Lehrer, der sich selbst kaum auf den Beinen halten konnte, mit einer sanften Bewegung zu verweigern gezwungen war. Zwischen den beiden Protagonisten war ein Band entstanden – Erbarmen auf der einen Seite, Vertrauen auf der anderen. Auf diesen Augenblick hatten wir geduldig zweiundsiebzig Stunden lang gewartet, auf den Augenblick, in dem sich der Habicht durch keinerlei Grausamkeit meinerseits, sondern allein durch das Bedürfnis nach Schlaf – das er nicht mit mir verband – genötigt sah, erstmals zu sagen: »Ich bin so müde, dass ich diesem Handschuh als Schlafplatz vertraue, selbst wenn du mich angefasst hast, auch wenn du keine Flügel besitzt und dein Schnabel aus biegsamem Knorpel besteht.«

DONNERSTAG

Ein alleinstehender und für sich selbst sorgender Habichtler hat wenig Zeit für ein eigenes Leben, ja hat überhaupt nur insofern ein Leben, als sein Leben die Arbeit ist. In dieser Hinsicht ähnelt er dem Landarbeiter des vergangenen Jahrhunderts. An jedem Tag, an dem sich der Habichtler

freinahm, machte der Habicht doppelt so schnell Rückschritte in seiner Erziehung, wie man auf einen Fortschritt hoffen konnte. Theoretisch hätte er den Vogel überall mit hinnehmen müssen, vom Morgengrauen bis zum Einbruch der Nacht, und nur die Orte aufsuchen dürfen, die zur Erziehung des Habichts beitrugen. Ich trug ihn nun im engeren Sinne des Wortes ab und konfrontierte ihn mit einer erschreckenden Neuigkeit nach der anderen. Ich plante meine Ausflüge entsprechend, sodass er zunächst einem stillstehenden Fremden begegnete, dann einem gehenden, dann einem rennenden, dann zwei Fremden, Kindern, Gruppen, einem Radfahrer, einem Automobil, mehr Straßenverkehr und so weiter. Und die ganze Zeit hätte der Handschuh sein einziges Zuhause sein sollen und vor allem der einzige Ort, an dem er geatzt wurde. Er musste lernen, den Handschuh als seine natürliche Sitzstange zu betrachten, damit er, wenn der große und noch weit entfernte Tag gekommen war, an dem er frei geflogen wurde, ganz automatisch zu diesem Handschuh zurückkehrte, weil er ein Leben ohne ihn nicht kannte. Am schnellsten trägt man einen Habicht ab, indem man um sechs Uhr früh aufsteht und den Vogel anschließend zwölf Stunden lang herumträgt, jeden Tag, ein oder zwei Monate lang, ohne Unterlass.⁵ So wäre selbst ein angestellter Habichtler ein überaus beschäftigter Mann.

Ich stand gegen Mittag wieder auf, denn nun drängte das Problem der Nahrungsbeschaffung. Neben dem Ideal, Gos den ganzen Tag herumzutragen, bestand darüber hinaus die Notwendigkeit, seine Atzung zu töten und auch mir selbst Essen zuzubereiten. Das beschwört das nächste Bild herauf, nicht das des Aushaltens bei Nacht oder das der unablässigen täglichen Beschwerden, die ein Leben als Einsiedler mit sich bringt, sondern das des Wetters und der Jahreszeit. Nichts ist enger mit dem Stoff der Falknerei verwoben als Sonne und Wind. Die vielen Aufenthalte im Freien tönnten die ganze Angelegenheit, gaben ihr einen bestimmten Anstrich, bildeten eine Leinwand, auf der sich das Leben ganz anders darstellte als das anderer Menschen aus der Umgebung. Dasselbe Feld war ebenso wie der Habicht bei Regen ein ganz anderes, dieselben Umstände waren glücklich oder widrig, je nachdem, ob die Sonne schien oder nicht. Als ich bereits ein oder zwei Monate meiner Arbeit des Abtragens nachgegangen war, fragten mich

die Bauern, ob es morgen schön werden würde – ähnlich wie man einen Seemann fragt. Im Grunde schenkten sie meiner Prognose wenig Vertrauen, das muss man dazusagen, doch gelegentlich machten sie sich die Mühe, zu fragen und über die Antwort nachzudenken; denn sie wussten, dass ich den Himmel ebenso aufmerksam beobachtete wie sie selbst. Und ich irrte mich ungefähr so oft wie sie – nämlich fast immer.

Ich sollte erwähnen, wie das Wetter war, als wir mit der Arbeit anfangen. Es war Ende Juli, und obwohl Frühjahr und Sommer in England bisher miserabel verlaufen waren, kündigten sich nun einige schöne Tage an. Das tauchte die erste Zeit mit Gos in ein glückliches Licht, ich erinnere mich an sie als an eine Zeit der langen Spaziergänge. Nachmittags kümmerte ich mich hauptsächlich um sein Futter, denn vorzugsweise sollte er jeden Tag frische Atzung bekommen. Ich unternahm ausgedehnte Ausflüge, war sehr zufrieden, endlich allein zu sein, die Sonne wärmte den Lauf des Gewehrs. In den sommerlichen Hecken herrschte geschäftiges Treiben, durch das dichte Buschwerk konnte ich mich beinahe ungestört an die Kaninchen heranpirschen. Ich tötete nicht im Mindesten aus Vergnügen, sondern für den Kochtopf, und ich musste danach so schnell wie möglich wieder bei meinem Habicht sein. Die Notwendigkeit, keine Zeit zu verlieren und mit Sicherheit etwas zu erlegen, machte aus dem Schießen eine hektische und sorgenvolle Angelegenheit, und ich fragte mich, was wohl geschehen würde, wenn der nächste Weltkrieg uns wieder zu Wilden machte und wir wieder selbst jagen mussten. Die Kunst, Flugwild zu jagen, würde völlig außer Gebrauch kommen, wenn die geplünderten Patronen ausgingen und Nahrung unendlich kostbar geworden wäre. Gab es dann endgültig keine Patronen mehr, wäre ein Habicht ein wahrer Segen. Die Franzosen nennen ihn *cuisinier*, Koch, womit alles gesagt wäre.

Dann das seltsam wilde Bild des sonnengebackenen Mannes, nachdem er sich an das Kaninchen herangeschlichen und es meuchlings ermordet hatte: Rasch schlug er ihm auf den Kopf, warf es auf den Rücken und zog die scharfe Klinge seines Messers unverzüglich über die Haut am Bauch. Die ruhige Eleganz, mit der der Jäger die Beute aufnimmt und über den Riegel eines Gatters wirft, war verschwunden. Ein geheimer Beobachter hätte ihn wahrscheinlich selbst für ein Tier gehalten, für einen Ureinwohner oder ei-

nen Fuchs, vielleicht sogar für den Habicht. Zuerst zeigte das sonnige Bild eine kriechende Bewegung, dann zersplitterte es zu plötzlicher Hektik: ein lauter Knall, das Heraneilen, der *Coup de grâce*; dann war es wieder statisch, ein Häufchen kleiner Bewegungen, das Manteln über der Beute. Es war nötig, die Kaninchen so schnell wie möglich auszuweiden, da sie nur so frisch blieben.

Genau an diesem Tag sah ich ein Sperberpaar, wie ich damals dachte. Meist sieht man als Jäger in England nur einen ganz bestimmten Greifvogel, den Turmfalken, und die meisten würden auf jeden Greifvogel schießen, in der Annahme, die ganze Spezies stünde der Aufzucht von Jagdwild entgegen. Doch jetzt, da ich erstmals richtig in die Welt der Greifvögel eintauchte, gleichsam in eine andere Lebens- oder besser Luftschicht übertrat, sah ich Greifvögel, wohin ich auch ging. Es war überaus erstaunlich, wie viele von ihnen es in einem kleinen Umkreis von nur wenigen Kilometern gab und dass sie mir vorher nicht aufgefallen waren. Es war ihre Vorsicht, durch die sie der Beobachtung entkamen, es sei denn, man suchte gezielt nach ihnen.

Allmählich lernte ich auch, Greifvögel an ihrem Ruf zu erkennen. Gos allein verfügte über mehrere Varianten, vom gellenden Schrei zu den piepsigen Unmutsäußerungen eines Kindes, gigigigigig, gik, gjak. Und so hat jede Art von Raubvogel bis hin zum kleinen Steinkauz ihre ganz eigenen Laute, die sie von den anderen unterscheiden; und dennoch weist die Ordnung eine klangliche Gemeinsamkeit auf, eine gewisse Schnabelhaftigkeit der Musik, die nicht aus der Kehle kommt. Deshalb bemerkte ich auch sofort, als ich Three Parks Wood betrat, dass hier etwas Greifvogeliges vor sich ging: Pieps rief eine Stimme, pieps antwortete eine andere. Und dann schienen die kleinen Stimmen aus allen Richtungen des Waldes zu rufen und zu antworten. Kikikikiki. Es muss eine Familie gewesen sein, die Elternvögel und zwei oder drei Nestlinge, schon recht groß, aber noch nicht aus dem Nest gedrängt. Ich hatte Glück: Ich sah zwei ganz aus der Nähe. Sie jagten einander in stürmischem Spiel, schossen zwischen den Zweigen hindurch, bis sie beinahe mit uns zusammenstießen; dann schwenkten sie blitzschnell ab, an einem Baumstamm vorbei, und präsentierten ihre gesperberte Unterseite, beide in perfekt senkrechter Schräglage, als flögen sie um einen

Pylonen beim Hatfield-Wettfliegen herum. Schließlich verschwanden sie in die schattige Belaubung des üppigen Sommerwalds.

FREITAG, SAMSTAG, SONNTAG

Tage des Angriffs und Gegenangriffs, ein Hin- und Herfegen auf umkämpften Schlachtfeldern. Mit seinem ersten Schlaf war Gos beinahe ganz zu seiner Wildheit zurückgekehrt. Und jeden Tag hielten die nicht enden wollenden Pflichten des Haushalts und des Füllens der Speisekammer seinen Robinson Crusoe von ihm fern, bis ihn die erzieherischen Erfordernisse wieder zurückriefen, und so war es ein Vor und Zurück, die ganze Zeit. Manchmal trat der Habicht nach einigem Zögern, aber ohne Gereiztheit auf die Faust, manchmal flog er davon, als sei ich gekommen, ihn zu morden. Jeden Tag gingen wir stundenlang gemeinsam spazieren; manchmal machte Gos mit freundlichen, wengleich verwunderten Piepsern Konversation, manchmal schlug er mit den Flügeln und sprang zwei Mal in der Minute ab. Die ganze Zeit über gab es für mich nur ein einziges Gebot: Geduld. Eine andere Waffe gab es nicht. Trotz aller Rückschläge, aller Dummheiten, aller Misserfolge und Krisen und enervierender Schläge, die er meinem Gesicht zufügte, wenn er sich mit seinen Schwingen wehrte, gab es nur eines, das zu tun war. Aus der passiven Geduld wurde eine aktive Tätigkeit, ein tätiges Wohlwollen. Wenn man wollte, könnte man den Vogel foltern – mit einem einzigen harten, hasserfüllten Blick.

Kein Wunder, dass die alten Habichtler ihre Vögel liebten. Die Mühe, die sie in ihre Arbeit steckten, die Sorge um den Vogel, die zwei Monate menschlichen Lebens, die sie ihm opferten, wachend und träumend – all das machte den Vogel für den, der ihn abtrug, zu einem Teil seiner selbst. Ich wunderte mich über die Oberschicht, war überrascht, dass der Mann von Stand es einem Jagdführer erlaubte, den Lachs für ihn an Land zu ziehen – dadurch war der Lachs so viel weniger der seine –, und konnte partout nicht verstehen, warum Adlige sich Falkner hielten. Worin lag der Reiz, einen solch eigenwilligen Vogel von der Faust eines Fremden zu heben und in die Luft zu werfen? Im Gegensatz dazu der Falkner: Er hatte den Vogel in zwei Monaten gewissermaßen erschaffen, hatte ihn genährt, beinahe wie

eine Mutter das Kind in ihrem Leib, denn das Unterbewusstsein des Falkners und des Vogels waren durch eine geistige Nabelschnur miteinander verbunden. Für diesen Mann, der aus einem Teil seines Lebens etwas Neues hervorgebracht hatte – welche Lust, den Vogel zu fliegen, welcher Schrecken, wenn er versagte, welcher Triumph, wenn er obsiegte!

Das Ziel, das ich vor Augen hatte, war, dass Gos von selbst auf die Faust sprang, um Futter zu bekommen. Er sollte schließlich über eine Distanz von etwa einhundert Metern zu mir geflogen kommen, und zwar umgehend, nachdem ich ihn gerufen hatte. Im Moment allerdings reichte es aus, wenn er nicht mehr wegzufiegen versuchte, sobald ich mich ihm näherte. Im nächsten Schritt musste er lernen, auf die Faust zu treten, um eine essbare Belohnung zu bekommen. (Der Weg zum Herzen eines jeden Geschöpfes führt über den Magen. Aus diesem Grund haben Frauen auch schon immer auf dem Vorrecht, kochen zu dürfen, bestanden.) Als letzte Vorstufe zum Erhöhen der Distanz musste Gos dann mit einem Flügelschlag auf die Faust springen.

Dieses Ziel war nur durch Geduld zu erreichen. Ich hatte den Habicht mit einer Langfessel an seiner Sitzstange festgebunden und stand nun bereits seit drei Tagen in etwa einem Meter Entfernung mit Fleisch in der Faust vor ihm. Ich besuchte ihn wieder und wieder, sprach schon von draußen vor der Scheune zu ihm, öffnete vorsichtig die Tür und ging unendlich langsam auf ihn zu – wie die Zeiger einer Uhr bewegten sich meine Füße.

Da kommt nun (bei diesem Gedanken ertappte ich mich plötzlich) dieses exzellente Meisterwerk namens Mensch mit seiner Fähigkeit, zurück- und vorauszuschauen, mit seinem Vermögen, über die Rätsel der Philosophie nachzusinnen, und mit seinem reichen Schatz an Bildung, die zwischen zwei- und dreitausend Pfund gekostet haben mag, und nähert sich seitlich einem angebundenen Vogel, mit ausgestreckter Hand, in die andere Richtung blickend und miauend wie eine Katze.

Doch welche Freude, Freude sogar, fünfzehn Minuten oder bis man langsam bis tausend gezählt hatte absolut reglos dazustehen.

Ein Teil dieser Freude war dem Umstand geschuldet, dass ich nun zum allerersten Mal in meinem Leben vollkommen frei war. Ich besaß zwar nur einhundert Pfund, hatte dafür aber auch keinen Meister, keinen Dienstherr-

ren, kein Eigentum, keine Fesseln. Ich konnte essen, schlafen, aufstehen, bleiben oder gehen, wie es mir beliebte. Ich war freier als der Erzbischof von Canterbury, der zweifelsohne seine festgelegten Zeiten und Pflichten hat. Ich war frei wie ein Vogel.

Ich musste Gos seinen Ruf beibringen. Später geriet er vielleicht außer Sichtweite, wenn ich ihn auf Wild flog; deshalb musste er lernen, auf ein Pfeifen hin zu mir zurückzukommen. Die meisten Falkner verwenden dafür eine ganz gewöhnliche Pfeife aus Metall, doch dagegen sträubte sich meine den Zwängen entflohenen, poetische Seele. Gos war einfach zu schön, als dass man ihn mit einem solch schrillen, mechanischen Ton aus einer Polizisten-trillerpfeife hätte beleidigen dürfen. Er sollte auf eine Melodie hin zu mir geflogen kommen, und hätte ich sie spielen können, hätte ich mir eine Kinderflöte gekauft. Doch ich konnte nur mit meinem Mund pfeifen, das würde reichen müssen. Unsere Melodie war die eines Kirchenlieds, »The Lord's my Shepherd«, eine sehr alte schottische Melodie mit metrischer Modulation.

Damit Greifvögel auf das Pfeifen hin auch kommen, wird es mit einer Belohnung – Futter – verbunden, wie bei Pawlows berühmtem Hund. Wann immer man sie atzt, ertönt auch der Pfiff, wie eine Glocke, die zum Essen ruft. Und so hallte, als ich mich seitwärts an das wilde, argwöhnische Auge heranschlich, die Scheune tagein, tagaus von dieser lieblichen Highland-Melodie wider. Ich sollte sie schließlich hassen, wenn auch nicht so sehr, wie ich irgendein anderes Signal gehasst hätte. Denn obendrein war mein Pfeifen so erbärmlich, dass ich fast nie den richtigen Ton traf.

MONTAG

Gos machte alles in allem einen pessimistischen und bangen Eindruck, ein Charakteristikum der meisten Raubtiere. Unsere Minderwertigkeitskomplexe machen uns streitsüchtig – und so sieht das Maul des Hechts für die einen spöttisch aus, während es für die anderen den Anschein von Schwermut erweckt.

Dieser Montag war für das Abrichten eines Habichts wahrscheinlich typisch, nur dass die meisten Habichtler vermutlich nicht so aufbrausend waren wie ich. Seit fast einer Woche hatte ich Gos beinahe meine gesamte

Zeit geopfert und all meine Gedanken ausschließlich auf ihn verwendet; seit mehreren Tagen trat er ziemlich regelmäßig auf die Faust, und an diesem Morgen hatte ich ihn vier Stunden lang herumgetragen. Und womit dankte die eigensinnige Kreatur es mir? Sie sprang umgehend von ihrem Sprengel ab, als ich nachmittags um zwei Uhr fünfzehn die Scheune betrat! Ich setzte mich in etwa einem Meter Entfernung zehn Minuten lang vor Gos auf den Boden, sprach zu ihm, piff ihm etwas vor, bot ihm ein Stück Leber an. Zerstreut sprang er wieder nur ab, also ging ich zu ihm, um ihn auf die Faust zu nehmen. Nun sprang er ernsthaft ab, als hätte er mich nie zuvor gesehen. Er machte mir eine Szene, bei der sich wenigstens der Lehrer gut benahm; schließlich konnte ich mich, den Habicht auf dem Handschuh, wieder setzen und versuchte, ihn zu atzen. Doch er wollte nicht kröpfen. Ihm das Fleisch anbieten, ihm damit über die Füße streichen, ihn damit reizen – nichts hatte irgendeine Wirkung auf ihn. Ich dachte: Nun gut, dann gehen wir stattdessen eben spazieren und kröpfen, wenn wir zurückkommen. Doch in dem Augenblick, in dem ich aufstand, unendlich vorsichtig, gewissermaßen Gelenk für Gelenk, führte sich der Vogel wie ein Irrer auf. Und wahrlich, das war er auch: wohl nicht nachweisbar und auch dem äußeren Anschein nach nur selten, doch sicherlich zeitweilig wahnhaft geisteskrank. Das Wetter hatte erneut umgeschlagen, und nun blies ein stürmischer Wind, ein Ärgernis, an dem der Habicht offensichtlich mir die Schuld gab. In den darauffolgenden fünf Minuten brach die Hölle los, sowohl im Inneren der Scheune als auch draußen. Gos stieß einen gellenden Schrei aus, wie in seinen ersten Tagen bei mir, den Schrei eines gequälten Wahnsinnigen.

Jetzt verlor auch ich die Beherrschung. Die Woche ununterbrochener Arbeit, die beständige Angst, er könne erkranken – etwa an dem Krampf, an dem der Nestlingssperber des Jungen eingegangen war, an Mangelernährung, an Vertigo oder irgendeiner anderen schrecklichen Krankheit mit seltsamem Namen, von denen die Bücher berichteten –, die nervliche Belastung dreier schlafloser Nächte hintereinander: Das alles war zu viel. Möglicherweise hatte mein unergründlicher Geist an diesem Tag von Anfang an zu schlechter Laune geneigt, was Gos' Wutanfall vielleicht überhaupt erst ausgelöst hatte. Wie Irish Setter haben auch Greifvögel übersinnliche Fähigkeiten, und zwischen sensiblen Herzen sind Zorn und Wut ansteckend.

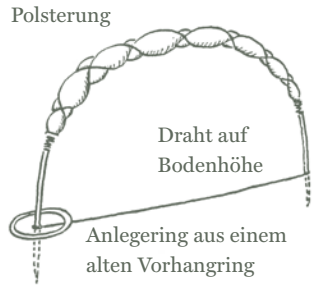
Wie dem auch sei, meine Selbstbeherrschung jedenfalls war dahin. Ich verlor sie so weit, wie jemand, der auch nur im Entferntesten davon träumen darf, sich ein Habichtler zu nennen, sie jemals zu verlieren wagen würde: Ich half ihm nach dem Abspringen nicht wieder auf den Handschuh.

Springt der Vogel ab und läuft dabei Gefahr, an seinen Geschühriemen baumelnd kopfüber am Handschuh zu hängen, kann man ihm mit einer leichten Drehung des Handgelenks wieder auf die Faust helfen, während er immer noch mit den Flügeln schlägt. Ich tat ihm diesen Gefallen nicht. Mit rasendem Herzen dachte ich: Na gut, dann spring doch ab, du drecki-ger Mistkerl. Gos kletterte an seinen Fesseln wieder hinauf, in noch größerem Jähzorn als zuvor – nur um erneut abzuspringen. Das war der Moment, in dem ich eine Todsünde beging. Nach einem halben Dutzend weiteren Abspringens – das Flügelschlagen erfolgte nun beinahe ununterbrochen – neigte ich meine behandschuhte Faust so, dass er nicht mehr hinaufklettern konnte. Manchmal fällt der Vogel gewissermaßen von der Faust und hängt dann passiv daran, den Kopf zur Seite gewendet, um den Boden zu inspizieren, während er sich langsam um die eigene Achse dreht. Dann ist es am besten, ihn einen Moment hängen zu lassen, sich zu sammeln, Langfessel oder Geschühriemen zu entwirren und ihm Zeit zu geben, sich zu beruhigen. Das war jetzt allerdings nicht der Fall. Gos versuchte, wieder auf den Handschuh zu klettern, und hätte das auch geschafft, hätte ich sein Vorhaben nicht absichtlich vereitelt, indem ich meine Hand gegen das Leder drehte. Einen Augenblick lang war sowohl seine als auch meine Welt sehr schwarz.

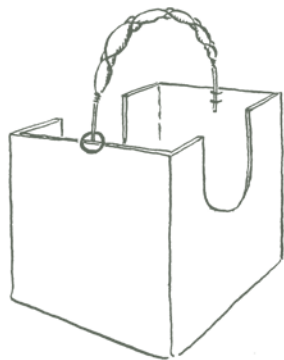
In der nächsten Sekunde war der Anfall vorüber. Mit weit aufgerissemem Schnabel und herausragender Zunge hechelte Gos vor Erstaunen und starrte mich hitzig an. Ich, nicht minder hitzig und von geradezu irrwitzigen Schuldgefühlen geplagt, denn fast hätte ich meine gesamte bisherige Arbeit mit ihm auf einen Schlag zunichtegemacht, stand ebenfalls wie vom Donner gerührt da, überwältigt von meinem eigenen Verbrechen.

Am besten setze ich dich auf den Bogensprengel im Garten, dachte ich, während ich versuche, wieder zu Sinnen zu kommen. Wir sind heute offensichtlich nicht dafür geschaffen, einander Gesellschaft zu leisten.

Ein Bogensprengel sieht genauso aus wie der Bogen, der die Schlacht von Azincourt gewonnen hat. Die Ähnlichkeit ist so verblüffend, dass es



BOGENSPRENKEL



TRAGBARER SPRENKEL

unvorstellbar ist, das eine habe sich nicht aus dem anderen entwickelt. Irgendjemand mit einer Vorliebe für die Kunst sowohl des Bogenschießens als auch der Falknerei muss irgendwann einmal seinen Bogen in die Erde gesteckt haben, damit sein Greifvogel darauf Platz nehmen konnte.

Ich trug Gos hinaus, den ganzen Weg über schlug er wieder wild mit den Flügeln, und kehrte mit einer Säge zur Scheune zurück, um eine Veränderung an seiner tragbaren Innensitzstange vorzunehmen. Sie hatte ich gebaut, damit ich sein Schlafquartier in die Küche verlegen konnte, als ich ihn wachhielt. Dieser tragbare Sprenkel war ganz spontan entstanden, ich hatte dafür eine alte Teekiste verwendet.

An zwei Seiten hatte ich Rundungen in die Kiste gesägt, damit Gos' Schwanzfedern ausreichend Platz hatten, wenn er auf dem Sprenkel saß. Die beiden anderen Seiten waren zu weit auseinander, als dass sie hätten stören können. In die Kiste hatte ich einen schweren Stein gelegt, damit sie nicht umfiel, wenn Gos wieder einmal absprang. Das Ganze war

vielleicht ein wenig improvisiert, ließ sich aber gut tragen, und ich hatte es selbst erfunden. Außerdem eignete es sich ganz ausgezeichnet für Menschen, die alte Teekisten übrig haben.

Als ich mit den Umbauten fertig war, hatte ich die Beherrschung zurückerlangt und konnte wieder geradeaus denken. Ich war sehr zufrieden mit mir, schließlich hatte ich einen hübschen Sprenkel gebaut. Ich hatte das Gefühl, Gos nun erneut gegenüber treten zu können, und kehrte gut gelaunt zu seinem Sprenkel auf dem Rasen zurück, denn *dem Himmel war ich auserkoren*. Ich hatte meine Mannhaftigkeit wiedererlangt, meine Gelassenheit, meine philanthropische und gutmütige Haltung den unzulänglichen Erzeugnissen der Evolution gegenüber, die mich umgaben. Gos nicht.

Er sprang ab, als ich bei ihm ankam und während ich ihn auf die Faust nahm, den ganzen Weg zur Scheune zurück sprang er ab; auch in der Scheu-

ne sprang er ab, bis ich ihm eine blutige Niere in den Schnabel steckte, den er gerade geöffnet hatte, um zu protestieren. Innerhalb von zwanzig Minuten hatte er anschließend ohne innezuhalten eine ganze Kaninchenleber und ein ganzes Kaninchenbein verschlungen, gierig, als ob er die ganze Zeit nichts anderes hatte tun wollen als fressen, dazu zwei oder drei kleine Stückchen meines Zeigefingers und Daumens, die die roten und fettigen Fetzen so gedreht hatten, dass er sie besser packen konnte. Gut, über diesen Triumph der Geduld war ich hochofret und nahm irrigerweise an, Gos sei ebenfalls zufrieden. Sein Schnabel war mit Fell- und Sehnenresten dekoriert, und es war meine Aufgabe, ihn zu säubern. Ich hob die Hand, wie ich es seit vergangenem Mittwoch schon unzählige Male ohne Gegenwehr getan hatte. Er sprang ab. Ich versuchte es noch einmal, behutsam. Er sprang ab. Noch einmal, sehr vorsichtig. Abspringen, noch heftiger als zuvor. Ich stand auf. Er versuchte, zu seinem Sprenkel zu fliegen, der außerhalb seiner Reichweite lag. Ich hob die Hand. Er legte die Federn an, streckte den Kropf vor, riss die Augen auf, öffnete den Schnabel, keuchte mir heißen, modrigen Atem ins Gesicht – und sprang ab. Ich hatte mich warmgelaufen und bewegte mich zu schnell. Kurz darauf waren wir in einen Nahkampf verwickelt.

Mir war klar, dass ich unklug handelte, wenn auch aus hehren Motiven heraus. In der Hitze des Gefechts – mit seinen Schwingen traf Gos mich hart an der Nase, schlug mir die Zigarette aus dem Mund, und bei all dem fürchtete ich ununterbrochen, er könne sich dabei die Federn brechen – wiederholte ich einen Satz aus einem meiner Bücher immer und immer wieder: »Nach dem Atzen darf der Falkner den Vogel keinesfalls stören.« Andererseits war ich aber auch davon überzeugt, dass ich ihm den Beck, den Schnabel, unbedingt säubern musste, dass ich meine Autorität wiederherzustellen hatte, konsequent sein musste, damit er mir ein Nachgeben später nicht als Schwäche auslegte. Ich konnte nicht nachgeben, denn dann würde der Habicht zu seiner Wildheit zurückkehren.

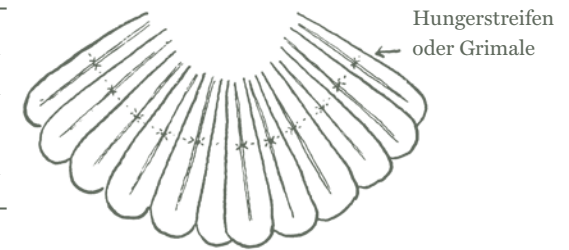
Fünf Minuten später war der Schnabel sauber, Gos aber in solcher Rage, dass ihm die Augen beinahe aus den Höhlen traten. Ein wirklich cholertischer Vogel. In diesem Zustand gab es nur eine Möglichkeit, ihn zu beruhigen: Ich musste ihm die bloße Hand mit den Fingern nach unten auf den Kropf, die Brust und den Bauch legen. In dieser Position, mit vier Fingern

zwischen seinen Beinen, konnte ich sein wild pochendes Herz besänftigen, das seinen gesamten Körper auszufüllen schien. Dies tat ich also, und zwei oder drei Minuten lang lehnte sich Gos abgekämpft an meine Hand; dann schloss das unergründliche Geschöpf den Schnabel, gab seinem Kopf einen plötzlichen Ruck, legte die Flügel an, schüttelte sich und ordnete das Gefieder, nahm eine bequemere Haltung auf der Faust ein – und strahlte über das ganze Gesicht. Er blickte sich um, als sei überhaupt nichts geschehen, und verbrachte den Rest des Tages in funkelndem, jugendfrischem Selbstvertrauen.

2. KAPITEL

DIENSTAG

Als wir den Stoß des Habichts in kochend heißes Wasser getaucht hatten und das erste Mal einen genaueren Blick darauf werfen konnten, kam etwas sehr Schmerzliches zum Vorschein: An Gos' Schwanzfedern zeigten sich Hungerstreifen, auch Grimale genannt.



Sie kommen zustande, wenn ein heranwachsender Greifvogel-nestling für etwa ein oder zwei Tage nicht genügend Nahrung bekommt; während dieser Zeit bilden sich an den wachsenden Federn schwächere Stellen aus. Bekommt er anschließend wieder ausreichend Futter und nimmt an Kondition zu, wachsen auch die Federn wieder gesund und kräftig weiter. Dennoch wird man den veräterischen schwächeren Abschnitt bis zur Mauser im darauffolgenden Jahr immer erkennen können: Wie eine halbkreisförmige Wunde zieht er sich über das gesamte Stoßgefieder.

In ästhetischer Hinsicht spielen die Hungerstreifen keine besondere Rolle, doch sind die Federn an dieser Stelle tatsächlich schwach und in großer Gefahr, eine nach der anderen abzubrechen. Und Gos hatte bereits zwei verloren – eine davon, bevor er zu mir ins Cottage gekommen war.

Wie man sich leicht vorstellen kann, gleicht ein Vogel mit beschädigtem Gefieder einem Flugzeug mit beschädigten Tragflächen: Je mehr Federn brechen, desto weniger ist der Vogel imstande, effizient zu fliegen. Da die Federn aufeinander ruhen, stecken sie einander gewissermaßen an; bricht eine, bricht mit hoher Wahrscheinlichkeit auch bald die Nachbarfeder. Aus diesem Grund ist es notwendig, beschädigte Federn so schnell wie möglich